

Das Bild strotzt nur so vor Pathos, man könnte glauben, es sei gestellt – und doch ist alles echt, weil nur die Gezeiten eine solche Szenerie ermöglichen: Da steht er, der Hüter der Zeit, aufrecht am Rande seiner Insel, umtost von den Naturgewalten. Der Sturm schneidet in sein Gesicht, Gischt spritzt vom aufgepeitschten Meer zwischen durch die Luft, am Horizont braut sich eine tiefschwarze Regengfront zusammen. Alle Verbindungen zum Mutterland sind an diesem Tag gekappt. Es wäre absurd, dieses Meer bezwingen zu wollen. Deshalb müssten sie beim Mann am Strand doch von ganz allein kommen: die Gedanken übers Ausgeliefertsein, über den dünnen Lack der Zivilisation, darüber, dass es hier vor 10.000 Jahren bei Sturm schon genauso ausgesehen haben muss wie jetzt. „Gosh“, sagt Roger W. Smith. Das heißt „Meine Güte“, und es ist unvorstellbar, dass er je zu rhetorisch härterem Material greifen würde: „Gosh, ich bin ja nun schon eine ganze Weile hier, aber so ein Wetter habe ich noch nicht erlebt.“ Das ist alles. Er stellt sich lieber fürs Foto zurecht, das ist jetzt seine Aufgabe.

Haus mit der Werkstatt befindet. Das Örtchen heißt Ballaugh, die Kreuzung „The Cronk“, gefühlt besteht alles hier aus Ferienhäusern für die obere Mittelklasse – und selbst wenn man vor dem richtigen weißen Cottage steht, kann man es übersehen. Es passt so gar nicht zu dem, was man von anderen Anbietern mechanischer Luxusuhren gewöhnt ist: Seit Jahren beschleunigt sich der Wettbewerb, immer zahlreicher werden die Komplikationen wie Mondphasen und Ewige Kalender, immer hochpreisiger die Materialien, immer öfter greift man zum Superlativ; und entsprechend immer edler ausgestattet sind die Messestände und Repräsentationsräume. Auf der Insel tritt der Chef persönlich vor die Tür, der einzige Indikator für Wohlstand ist ein Land Rover vor der Tür. Hinter dem Eingang: ein kurzer Hausflur mit Birkenstocksandalen auf dem Boden, ein paar Fotos von New York an der Wand, daneben ein großer Merkzettel, der das Zusperr-Verfahren erläutert; ein Einbruch wäre eine Katastrophe. Daneben befinden sich die Werkstätten, rechts die mit den Maschinen für Platinen, Räder und Schrauben, links wird nach Durchqueren einer Küche montiert. Der Hausherr geleitet zuerst in den Maschinenraum – und beantwortet nun geduldig jede Frage.

2003 bei Smith arbeitet. Es klingt, als sei das für ihn ein guter Grund, für immer hierzulieben. Wer seinem Chef dabei zusieht, wie er beispielsweise einen Stift dreht, der erblickt in jeder Sekunde die Mühen der Lehrzeit: Um feinmotorisch so weit zu kommen, muss man unendlich viel üben. Dabei noch einen Typen wie Daniels im Nacken zu haben, das muss jenseits aller Schmerzgrenzen gewesen sein. Doch Smith hat es geschafft, ein offenes Wesen zu behalten. „Gosh“, sagt er, „bei uns gibt es nun einmal nur richtig und falsch und nichts dazwischen. Aber das wusste ich ja schon, als ich anfing.“ Und selbst der modernste Gegenstand im Raum, ein Computer, hat indirekt mit Daniels zu tun. Zwei Serien hat Smith bisher im Angebot, derzeit arbeitet er an neuen Modellen. Wie sein Lehrmeister denkt er seine Uhren zuerst vom Design des Zifferblatts aus: „Man muss wissen, wie das Modell aussieht, dann kann man sich um die Funktionen kümmern“, sagt Roger W. Smith, die Lupe an seiner Brille wippt im Takt des schnellen Kopfnickens. Bisher sind seine Stücke eher einfach konstruiert: Die Serie II ist ein Handaufzug-Kaliber mit Gangreserveanzeige, kleiner Sekunde und römischen Ziffern. Für die neuen →

Mann am tosenden Meer: Roger W. Smith ist auf der Isle of Man den Gezeiten buchstäblich ganz nah



Ein Mann für alle Zeiten

Roger W. Smith ist einer der letzten echten Uhrmacher der Welt. Jährlich fertigt er höchstens zwölf Stücke an. Philip Cassier erlebte auf der Isle of Man, wie viel es dazu braucht. Martin U. K. Lengemann fotografierte

Es gehört zu den ältesten Missverständnissen im Umgang mit Uhrmachern, zu glauben, sie wären qua Beruf dem Mysterium der Zeit auf der Spur – und damit dem, was die Welt im Innersten zusammenhält. Sie können es gar nicht sein: Hunderte Werkteile, die auf Hundertstel von Millimetern genau gearbeitet sein müssen, in ein akkurates Verhältnis zu setzen, das verlangt ihnen alles ab. Da bleibt kein Raum für allgemeine Reflexionen. Wo heute beinahe alle in diesem Handwerk sich entweder in einer Manufaktur spezialisiert oder sich auf Handel und Reparatur verlegt haben, übt Roger W. Smith seinen Beruf im Wortsinne aus: Jährlich machen er und seine sechs Angestellten zehn bis zwölf Armbanduhren, vom Zahnrad bis zum Zifferblatt; sie beginnen mit nichts und präsentieren am Ende eine individuelle Lösung. „Bespoke“ sagen die Briten zu diesem Verfahren, es stammt aus der Schneiderei, weil dort früher der Schneider dem Kunden nach Absprache ein Stück Stoff zurücklegte. Im Autobau werben Marken wie Rolls-Royce mit dem Wort: Es meint, dass der Kunde fast jedes Detail selbst festlegen kann, sein eigener Designer wird. Smiths Uhren kosten ab 100.000 Pfund aufwärts, und nichts an ihnen wirkt protzig. Darum, wie all das möglich ist, wird sich beim Besuch in seinem Atelier alles drehen – und das ist am Ende mehr, als man erfassen kann. Es beginnt damit, dass man Roger W. Smith und die Seinen kaum findet. Seine Frau Caroline hatte eine Karte per E-Mail geschickt, um mitzuteilen, wo auf der Isle of Man sich das

Natürlich kann Smith auf modernstes Gerät zurückgreifen – seine Platinen fräst beispielsweise eine Maschine aus Deutschland, ständig von einem Mitarbeiter überwacht, wie sich versteht. Aber manche Maschinen stammen noch aus dem frühen 19. Jahrhundert. Das erzählt einem mehr über den Mann Roger W. Smith als über seine Technik: Sein Lehrmeister war der Brite George Daniels. Kennern gilt er als der bedeutendste Uhrmacher des 20. Jahrhunderts. Daniels war es, der in den 70er-Jahren die Co-Axial-Hemmung erfand, sie ließ Uhren so viel stabiler laufen, dass Omega sie 1999 übernahm. Als er 2011 auf der Isle of Man starb, übernahm Smith seine Maschinen. Aber nicht nur deshalb ist Daniels überall in der Werkstatt präsent. Smiths Stimme senkt sich ganz unwillkürlich, wenn er über seinen Meister spricht, seine Angestellten beginnen sogar zu flüstern. Zwei Jahre lang hatte Smith, Jahrgang 1970, als Teen auf der Uhrmacherschule in Manchester an seiner ersten Taschenuhr gearbeitet. Daniels blickte hinter seiner dicken Brille hervor und vernichtete ihn mit den Worten „sieht handgemacht aus“. Viele hätten spätestens da hingeschmissen, wären nie wiedergekommen. Doch Smith fühlte sich herausgefordert. Drei Jahre später akzeptierte Daniels das nächste Ergebnis und kümmerte sich fortan um den Jungen. Das gilt in der Werkstatt bis heute als Sensation – Daniels lebte ausschließlich für seine Uhren, er war nicht von dieser Welt. „Roger war der Einzige, der ihm einigermaßen nahekam“, raunt Andy Jones, der mit seinen 49 Jahren seit



Das letzte Modell seines Meisters George Daniels fertigt nun Smith

→ Modelle plant Smith Dinge wie Großdatum und Mondphase, da hat er viel am Computer zu tun. Seit Jahren entwirft und verwirft er, setzt neu an. Auf einige Erfahrungswerte kann er zurückgreifen: Die letzte George-Daniels-Serie verfügte über eine Datumsanzeige – und sie wird nun bei Smith produziert. Britisches Design, so erklärt er mit Blick auf den Flachbildschirm, könne man im Uhrenbau an seiner gewissen Schwere erkennen. Das Gehäuse sei recht dick, das Werk sehr tief konstruiert. An Smiths Handgelenk tickt übrigens das einfachste Rolex-Dreizeiger-Modell mit Stahlgehäuse: Erstens kann er sich seine eigenen Stücke nicht leisten. Und zweitens mag Rolex, was das Image betrifft, noch im-



Teepause: Vor Smith liegt George Daniels' Standardwerk über Uhrmacherei – den Stuhl hat Smith auch von ihm geerbt

mer etwas speziell sein – doch die Werke der Schweizer Marke sind in ihrer Preisklasse die robustesten und ausgereiftesten überhaupt, das gesteht Smith gern zu. Dass er stets darauf insistiert, nur ein einfacher Uhrmacher zu sein, mag man als „landestypisches Verhalten“ abtun. Aber die Schweizer Manufakturen mit ihren Milliardenumsätzen sind tatsächlich keine Konkurrenz, sie bedienen einen ganz anderen Markt als er.

Smith lädt nun zur geistigen Stärkung zum Mittagessen in den nächsten Pub ein. Die Fahrt geht über grüne Hügel und vorbei an noch viel mehr Cottages aller Größen – beim großen Rosamunde-Pilcher-Scouting fürs ZDF würde diese Insel in der Irischen See allerdings glatt durchfallen: Der Wind ist zu steif, Meer und Landschaft sind zu rau, als dass hier irgendwelche Deutschen auch nur halbwegs glaubwürdig als Lords und Ladys verkleidet durch die Landschaft hampeln könnten. Überhaupt, sagt Smith, sei seine Heimat ein sehr eigenes Stückchen Erde. Lange Zeit bitterarm, verwaltet sie sich größtenteils selbst. Es gibt sogar eigene Pfundnoten mit dem Wappen der Insulaner darauf: drei Beine, die Speichen eines Rades bilden und so symbolisieren, dass die Bewohner der Isle of Man immer Boden unter den Füßen finden werden. In England erkennt niemand die Scheine. Im Pub bestellt Smith Rindfleisch-Pie mit Chips und genehmigt sich ein Mittagspint vom Fass, das lokale Bitter. Das ist hier völlig normal; ebenso wie dass es freitags nach Feierabend ein Bier mit den Angestellten gibt, bevor es zur Frau und den zwei Kindern geht. Überall haben sie im Gastraum Fotos von Motorraddrennen aufgehängt – dafür kennt man

die Isle of Man: Im Sommer kommen Biker aus aller Welt hierher, um sich bei diversen Rennen ihren Geschwindigkeitsrausch abzuholen. Fast jedes Jahr sterben ein paar von ihnen auf den unebenen Straßen. Nichts, woran man hier Anstoß nehmen würde – die Raser hätten ja aufpassen können. Außerdem kann man es sich einfach nicht leisten, auf das Rennen zu verzichten, noch haben nicht genug zahlungskräftige Touris die Insel als Urlaubsort entdeckt. Smith erzählt, er spiele Feldhockey als Ausgleich zum vielen Stillsitzen. Da geht es ziemlich zur Sache, und er würde es gern mal mit Hurling probieren. Bei dieser Sportart darf man die Kugel aus der Hand schlagen – auch da gibt es Tote.

„Über Zeit weiß ich nur, dass ich nicht genügend habe“

ROGER W. SMITH

MARTIN U.K. LENGEMANN (3)



Zur Attraktivität seiner Heimat versucht Smith nach Kräften beizutragen. Er wird sein Geschäft ausbauen und in eine größere Produktionsstätte umziehen. Mehr als 15 Modelle jährlich wird er allerdings auch dort nicht fertigen; es gibt kaum genügend Leute auf dieser Welt, die dazu in der Lage sind, eine Uhr zu bauen. Deshalb können Jugendliche von der Insel bei ihm in die Lehre gehen – vorausgesetzt, sie bestehen den rigorosen Aufnahme-test: „Es geht nicht so sehr darum, was einer schon kann“, sagt Smith beim Kaffee. „Ich will, dass die Bewerber Fragen stellen, die auf Interesse schließen lassen. Wer nichts fragt, hat keine Chance.“ – „Wie viele Stunden täglich denken Sie denn an Uhrmacherei, Roger?“ – „Gosh. Ich glaube, es sind 24.“ Smiths jetziger Lehrling heißt Josh Horton. Nach der Rückkehr in die Werkstatt sitzt er über einem Gehäuse und versucht wieder und wieder, ein Zahnrad an die richtige Stelle zu rücken. Ein ernster 25-Jähriger in Jeanshemd und Kittel, der sich auf dem College mit Philosophie beschäftigte, bevor er auf Smiths Anzeige in der Lokalzeitung aufmerksam wurde. In der Schule war er gut in Mathe und handwerklich recht begabt. Doch eine Uhr zu bauen, das sei etwas ganz anderes. Horton erzählt von den Rückschlägen in seiner Lehrzeit. Wie er damit zurechtkomme? „Jedes Mal, wenn ich einen Fehler mache, lerne ich, wie ich's

nicht machen soll“, sagt er. Daran müsse er sich allerdings häufig erinnern. Andererseits glaube er, nach der Ausbildung wirklich etwas von Anfang bis Ende zu beherrschen.

Wahrscheinlich will sein Meister genau dieses Bemühen sehen. Er kennt es selbst – und die harten Zeiten waren nach der Lehre noch lange nicht zu Ende. Finanziell war die Anfangszeit der eigenen Firma nach der Jahrtausendwende schwierig, als niemand Roger W. Smith kannte und niemand zu ihm kam. Inzwischen hat er so viele Kunden, dass jeder zweieinhalb Jahre lang auf sein Stück warten muss. Smith kennt beinahe jeden persönlich, lädt ihn in seine Werkstatt ein, um die Wünsche zu besprechen: „Und ob Sie's glauben oder nicht – aber es macht einen Unterschied beim Bauen, wie sehr ich den Kunden mag.“

George Daniels war da noch entschiedener – wen er nicht leiden konnte, der bekam keine Uhr. Seinem Schüler ist aufgefallen, dass kaum Russen und Araber zu ihm kommen. „Die sind es nicht gewohnt, auf ein Produkt zu warten“, sagt Roger W. Smith lächelnd. Seine Klientel besteht zumeist aus Unternehmern und reichen Enthusiasten. Namen nennt er nicht, diese Diskretion ist im Bespoke-Geschäft traditionell im Preis inbegriffen: bevor



der Name herausgegeben wird, muss die Person das Zeitliche gesegnet haben, es sei denn, es liegt eine ausdrückliche Erlaubnis vor.

Sicher könnte Smith inzwischen höhere Summen für seine Unikate verlangen – komplizierte Uhren aus den großen Manufakturen kosten oft siebenstellige Beträge: „Daran ist nichts falsch“, sagt er, „aber das wäre für mich der Schritt in eine Welt, die ich nicht mehr verstehe.“ Und doch bleibt beim Tee am großen Holztisch in der Küche diese gemeine Frage: Angenommen, eine der Schweizer Firmen wie die Swatch Group, Patek Philippe oder Rolex käme – und würde ihm erklären, dass Geld keine Rolle spiele, solange er unter ihrem Namen arbeite? Könnte er widerstehen? „Gosh“, sagt Roger W. Smith, um einen Augenblick zum Nachdenken zu gewinnen. „Man soll im Leben niemals nie sagen. Aber in den kommenden 15, 20 Jahren? Nein. Nein, dazu habe ich selbst einfach zu viel vor.“

Man darf es ihm glauben. Denn selbstverständlich haben wir ihn doch noch auf seinen Zeitbegriff angesprochen, so viel Philosophie musste sein. Und haben nach einem weiteren „Gosh“ die Antwort erhalten, er könne unmöglich antworten: „Über Zeit weiß ich nur, dass ich nicht genügend habe.“